

Isolde Karle

2.7 Kommentar: Auf was es ankommt – Kirche in der Wahrnehmung ihrer Mitglieder

Die Ergebnisse der fünften Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung sind in vieler Hinsicht bemerkenswert und dies gerade weil sie manch vermeintliche Selbstverständlichkeit zu bestätigen scheinen, andere wiederum heilsam irritieren. Sie unterstreichen die wichtige Rolle der Ortsgemeinden und der Pfarrerinnen und Pfarrer, über die die evangelische Kirche von der großen Mehrheit der Mitglieder wahrgenommen und erlebt wird. Sie rücken das vielfältige interaktive Geschehen in den Mittelpunkt kirchlichen Handelns. Und sie fordern die Praktische Theologie dazu heraus, ihren jahrzehntealten Grundsatzstreit zwischen Säkularisierung und Religionsboom, zwischen institutioneller Kirche und privatem Christentum hinter sich zu lassen und dafür den Zusammenhang von sozialer Praxis und individueller Religiosität präziser in den Blick zu nehmen. Ich beginne mit Letzterem und daher mit einer methodischen Vorbemerkung.

2.7.1 Religion als soziale Praxis

Martin Laube macht darauf aufmerksam, dass es sich bei dem Streit um die richtige Religions- oder Kirchensoziologie um einen »Deutungsmachtkonflikt« handle, der in eine Sackgasse geführt hat. Die Unterscheidung von Kirche und Christentum diene in der Theologie lange dazu, eine selbständig verantwortete, individuelle christliche Privatreligion von den normativen Vorgaben und autoritären Dogmatiken der kirchlichen Institution zu befreien. Vermutlich traf diese Beschreibung der kirchlichen Institution in den 1960er Jahren zu. Mittlerweile aber scheint die Entgegensetzung von muffiger institutioneller Kirchlichkeit und befreiter individueller Frömmigkeit keine adäquate Wirklichkeitsbeschreibung mehr zu sein. Welche kirchliche Autorität wollte heute noch normative Vorgaben für die Lebensführung oder gar den Glauben des Einzelnen machen? Im Hinblick auf die Lebensformenfrage zeichneten sich in den letzten Jahrzehnten erhebliche Wandlungsprozesse ab. In vielen Landeskirchen können gleichgeschlechtliche Paare mittlerweile im Pfarrhaus wohnen und sind Scheidungen von Pfarrerinnen und Pfarrern kein Anlass mehr für disziplinarrechtliche Schritte. Voreheliche Sexualität und die Emanzipation der Frauen sind längst selbstverständlich geworden. Im Hinblick auf die Inhalte bemüht sich die große Mehrheit der Pfarrerinnen und Pfarrer um eine Orientierung an den Bedürfnissen und Wünschen ihrer Mitglieder. Kaum einer mehr, der es wagte, ein Taufbegehren oder Trauge-

sich aufgrund bedenklicher Einstellungen abzulehnen. Das Selbstbewusstsein – und auch die Realitätsverkennung – der Dialektischen Theologie ist längst perdu. Insofern existiert die Front nicht mehr, gegen die sich das freie und private Christentum emanzipieren wollte. Die Kirche ist in der säkularisierten Gesellschaft in die Defensive geraten und freut sich, wenn einer ihrer Repräsentanten als »good companion« noch hier und da in eine Talkshow gebeten wird. Ein prophetisches Wächteramt oder kirchliches Pathos der Belehrung ist ihr weitgehend abhandengekommen.

Zugleich ist eine allgemeine Christlichkeit der Gesellschaft keinesfalls mehr vorzusetzen. »Die säkulare Signatur des gegenwärtigen Zeitalters – welche das Christsein zu einer bloßen ›Option‹ degradiert – auf der einen Seite, die forcierte religiöse Pluralisierung auf der anderen lassen die Behauptung einer allgemeinen Christlichkeit der Gesellschaft nur mehr als wehmütige Erinnerung erscheinen« (Martin Laube »Religion as Praxis«, in diesem Band S. 41). Die strikte Ablehnung der Säkularisierungsthese unter den Christentumstheoretikern führte dazu, die Erosions- und Abbruchtendenzen des Christentums auszublenden. Die These von der allgegenwärtigen religiösen Individualisierung ließ sich dabei nur dadurch aufrechterhalten, dass man Religion von allen kirchlichen Bindungen losgelöst betrachtete und sie vor allem auf der Innenseite des Bewusstseins, völlig unabhängig von jeder sozialen Praxis, verortete. »Den Schlusspunkt bildet eine gleichsam christentumssoziologische Variante des US-amerikanischen *tea party*-Libertarismus: Weniger Kirche führe zu mehr Christentum, da sich das Christsein vor allem außerhalb der Kirche lebendig entfalte« (ebd. S. 44) Dass sich diese Prämisse nicht bewahrheitet hat, liegt mittlerweile auf der Hand.

An dieser Stelle nimmt die neue Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung nun methodisch eine bemerkenswerte Korrektur vor. Sie konzentriert sich dezidiert auf Kirchenmitgliedschaft und Religiosität als *soziale Praxis*, »die sich in typischen Kommunikations- und Gemeinschaftsformen zwischen Individuen und im Bezug auf die Institution vollzieht und auf diese Weise religiöse Einstellungen und das kirchliche Teilnahmeverhalten prägt. So kommt die Interaktivität und Beziehunghaftigkeit religiöser und kirchlicher Praxis stärker in den Blick« (Einleitung, in: EKD [Hg.] 2014, 4). Die Befragten werden nicht mehr primär als individuell religiöse Wesen, sondern als Akteure religiöser Kommunikation und Vollzüge betrachtet. Überhaupt wird Religion grundsätzlich als kommunikativ verfasst verstanden. Dabei wird auch die Kirche nicht mehr auf ihre Institutionalität reduziert, sondern ganz evangelisch dort identifiziert, wo sich Menschen die befreiende Wirkung des Evangeliums in der Kommunikation mit anderen erschließt. Kirche wird als »Ort religiöser Kommunikation und der Interaktion von Akteuren« (Weyel 2014, 106) verstanden. Individualität und Sozialität stehen sich nicht länger als feindliche Pole gegenüber. Vielmehr zielt »[d]ie Frage nach sozialen Praktiken [...] auf überindividuelle Sinnmuster, die [die] alternative Wahrnehmung von individuellen Motivlagen einerseits und Erwartungen der Organisation andererseits überwinden können« (ebd. 105). Der Akzent liegt damit stärker auf den Aktivitäten der Mitglieder als auf ihren internen Motiven oder Absichten.

Selbstverständlich sind Kirchlichkeit und Religiosität zu unterscheiden. Zugleich gilt es wahrzunehmen, dass sich religiöse Individualisierung gerade auch innerhalb der Kirche vollzieht. Es bestehen vielfältige Kopplungen zwischen religiösen Mustern und Praktiken und der Ausbildung einer eigenen religiösen Identität. »Ohne Einbindung in eine soziale Praxis kann es auf Dauer keine innere Frömmigkeit geben. Im Gegenzug bleibt diese Praxis darauf angewiesen, dass sie von den beteiligten Subjekten auch in Anspruch genommen und mit Leben erfüllt wird« (Laube ebd., S. 48) Religiöse Überzeugungen brauchen die interaktive Unterstützung durch andere Menschen. »Sie sind auf die Einbettung in eine Plausibilitätsstruktur angewiesen, da sie alles andere als selbstverständlich sind und ihre Evidenz sich nicht aus der unergründbaren Subjektivität des Einzelnen herleitet, sondern aus gesellschaftlich und kirchlich verankerten Diskursen und Praktiken« (Pollack 2015, 224).

Laube plädiert deshalb dafür, die Alternative Kirchen- oder Religionssoziologie hinter sich zu lassen und zugleich ihre jeweiligen Anliegen aufzunehmen – sowohl im Hinblick auf die soziale Praxisdimension der Religion als auch im Hinblick auf ihre individuelle Aneignung. Es wäre wünschenswert, wenn in diese Richtung weitergedacht würde. Damit würden die ideologisch anmutenden Grabenkämpfe zwischen Säkularisierungstheoretikern und ihren Gegnern im Dienst an der Sache überwunden, und es könnten weiterführende Konzepte entwickelt werden, die den vielfältigen Kopplungen zwischen Sozialität und Individualität – auch in Sachen Religion – soziologisch differenziert und praktisch-theologisch reflektiert Rechnung tragen.

2.7.2 Die Ortsgemeinde

Noch in »Kirche der Freiheit«, dem Impulspapier der EKD aus dem Jahr 2006, sollten die als antiquiert und »verklebt« betrachteten Ortsgemeinden zu Gunsten von vermeintlich moderneren Profil- und Internetgemeinden radikal reduziert werden. Die neue Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung macht deutlich, dass dies ein Irrweg war. Die evangelische Kirche wird vorrangig über die Ortsgemeinden und ihre Pfarrerinnen und Pfarrer wahrgenommen und beansprucht. Die Kasualien sind dabei das Erste, was den Mitgliedern zur Ortsgemeinde einfällt: Dort wurden sie konfirmiert, getauft oder wurden ihre Eltern bestattet. Darüber hinaus werden die Festgottesdienste im Jahresverlauf wie Weihnachten oder Ostern oder auch besondere Gottesdienste wie Familiengottesdienste genannt. Die Gottesdienste sind ganz offensichtlich wesentliche Marker und Identifikationspunkte für die Erfahrung von Kirche. Mit den Gottesdiensten unmittelbar gekoppelt ist das Kirchengebäude, in dem sie sich vollziehen. Das Kirchengebäude wird als Ort biographischer und religiöser Erinnerung wahrgenommen und geschätzt.

Die Ortsgemeinde, der Pfarrer/die Pfarrerin und das Kirchengebäude – diese Trias

steht den Mitgliedern klar vor Augen, wenn sie nach Kirche gefragt werden. In aller Regel steckt diese Trias den primären Erfahrungsraum von Kirche ab, was nicht bedeutet, dass nicht auch andere, überparochiale kirchliche Angebote von Interesse wären. Doch dominiert in der Wahrnehmung der Mitglieder die Erfahrung der Kirche vor Ort. Das gilt im Übrigen auch für die höher Mobilen, die sich in ihrer ortsgemeindlichen Verbundenheit nicht vom Durchschnitt aller Evangelischen unterscheiden. Eine höhere lebensgeschichtliche Mobilität hat ganz offensichtlich keine Auswirkungen auf die Bindung zur Ortsgemeinde oder die Wahrnehmung der Kirche (vgl. Jan Hermelink und Gerald Kretschmar: »Die Ortsgemeinde in der Wahrnehmung der Kirchenmitglieder«, in diesem Band S. 65). Damit muss die Vorstellung korrigiert werden, Kirche müsse in der mobilen Gesellschaft ihre Strukturen grundsätzlich umbauen bzw. die Ortsgemeinde sei nur etwas für die rückständigen, konservativen, nicht-mobilen Kirchenmitglieder.

Unterscheidet man die Mitglieder im Hinblick auf Nähe und Distanz zur Ortsgemeinde, ist überdies aufschlussreich, dass die Erwartungen an die Kirche bei den der Ortsgemeinde Verbundenen (dazu zählen 45 % aller Evangelischen) insgesamt deutlich höher sind, sie sich aber in der hierarchischen Gewichtung nur wenig vom Durchschnitt aller Befragten unterscheiden. Für alle steht die gottesdienstliche und religiöse Praxis an der Spitze. Diejenigen, die sich der Ortsgemeinde besonders verbunden fühlen, legen lediglich auf gesellige Begegnung und Gemeinschaft größeren Wert. Überdies fällt auf, dass diejenigen, die sich der Ortsgemeinde verbunden fühlen, sehr viel stärker die gesellschaftliche Bedeutung der Kirche, ihr diakonisches Engagement und ihr Eintreten für ethische Werte in den Vordergrund stellen. Bei denjenigen, die sich darüber hinaus aktiv in der Ortsgemeinde engagieren (16 % der Befragten), ist dies sogar noch ausgeprägter der Fall. Entgegen dem Zerrbild, das von der Kerngemeinde häufig gepflegt wird, ist es gerade der Gruppe, die das ortskirchliche Leben gestaltet und prägt, wichtig, dass sich die Kirche nicht nur vor Ort, sondern öffentlich engagiert, dass sie sich in sozialethische Diskurse und gesellschaftliche Problemzusammenhänge einbringt, mitdiskutiert und Impulse setzt (vgl. dazu auch Jähnichen 2015). Dazu passt auch, dass sich die intensivere Wahrnehmung der Ortsgemeinde keinesfalls auf bestimmte soziale Milieus beschränkt. Das Bild von der »Kerngemeinde« ist vor diesem Hintergrund zu korrigieren: Die engagierten Mitglieder sind in sich höchst vielfältig und plural. Sie pflegen darüber hinaus ein weniger traditionelles Kirchenbild als diejenigen, die sich in Distanz zur Kirche sehen. So zeigt die Untersuchung, dass die religiös und kirchlich Vernetzten eher offen sind für Innovationen, während die religiös wie kirchlich nicht Interaktiven ein sehr konventionelles Bild von Kirche pflegen (vgl. Franz Grubauer und Eberhard Hauschildt: »Religion und Kirche in personaler Kommunikation«, in diesem Band S. 85 f.).

Jan Hermelink und Gerald Kretschmar schlussfolgern im Hinblick auf die Bedeutung der Ortsgemeinde für die Kirche: »Auch unter den Bedingungen moderngesellschaftlicher Differenzierung, religiöser Vielfalt und biographischer Mobilität scheint

die Kirche vor Ort aus der Sicht der Mitglieder von hoher, ja gelegentlich identitätsstiftender Bedeutung zu sein. Dies gelingt der Kirche vor allem deshalb, weil ihre Mitglieder in der Ortsgemeinde eine ganze Reihe höchst vielfältiger Themen, Personen und Vollzüge wahrnehmen, an denen sie selbst ... auf ebenso vielfältige Weise Anteil nehmen können« (Hermelink und Kretschmar ebd., S. 67) In der Konsequenz heißt das nicht, dass man jede Ortsgemeinde erhalten können wird, aber man wird nach diesen Befunden sehr behutsam und sorgfältig überlegen müssen, welche Fusionen und Zentralisierungen unumgänglich sind und wie die dezentralen Strukturen der Kirche und damit ihre Präsenz vor Ort, ihre Niedrigschwelligkeit und pluralen Partizipationsmöglichkeiten erhalten und gestärkt werden können.

2.7.3 Der Pfarrer/die Pfarrerin

Die neue Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung zeigt, wie eng Pfarrerkontakt und Kirchenbindung miteinander korrelieren. Wenn Kirchenmitglieder Kontakt zum Pfarrer/zur Pfarrerin haben und sich überdies religiös austauschen, dann fühlen sie sich der Kirche sehr oder ziemlich verbunden. Fast die Hälfte (44 %) der Kirchenmitglieder haben einen persönlichen Pfarrerkontakt. Weitere 33 % kennen den Pfarrer/die Pfarrerin von Ferne. Sie haben den Pfarrer noch nie persönlich gesprochen, aber ihn bei Kasualien, im Heilig-Abend-Gottesdienst oder bei Stadtteilsten erlebt. Auch diese Gruppe ist der Kirche stabil verbunden. Bei der dritten Gruppe, den 22 %, die die Pfarrerin überhaupt nicht kennen, überlegt hingegen ein Viertel, aus der Kirche in naher Zukunft auszutreten.

»Pfarrerinnen und Pfarrer sind nicht die Kirche, aber sie sind das personale Gesicht der Kirche. Und zwar vor allem diejenigen Pfarrerinnen und Pfarrer, die man als Gemeindepfarrer/in vor Ort bzw. als Pfarrer/in in Kasualien und anderen Gottesdiensten erlebt.« (Hauschildt 2014, 15) Für alle drei Gruppierungen lässt sich das in unterschiedlicher Hinsicht zeigen. Zugleich gibt die Typologie des Pfarrerkontakts Hinweise auf die Pluralität der Bindungsmuster: Es gibt die Engagierten mit intensiver Mitgliedschaft, die den persönlichen Kontakt zum Pfarrer/zur Pfarrerin und die kirchliche Gemeinschaft wünschen und zu ihr beitragen, aber es gibt auch der Kirche stabil verbundene Mitglieder, die die Distanz schätzen und eher »Publikum« statt Beteiligte im Nahkontakt sein wollen. Schließlich gibt es diejenigen, die keinerlei Kontakt zum Pfarrer/zur Pfarrerin haben, aber dafür auch der Kirche am fernsten stehen.

Die evangelische Kirche ist keine Pastorenkirche, aber die Pastorinnen und Pastoren haben eine *Schlüsselrolle* in ihr. Pfarrerinnen und Pfarrer haben die höchsten Kontaktwerte im Netzwerk Gemeinde und nehmen eine wichtige Brückenfunktion wahr. Sie vermitteln zwischen dem dichten Netzwerk der aktiven Gemeindeglieder

und den Randsiedlern, die nur selten den Kontakt zur Kirche suchen. Die Rede von der Schlüsselrolle nimmt dabei ernst, dass mit dem Pfarramt ein hohes Maß an Erwartungssicherheit, an Kompetenz und Verantwortungsbewusstsein verbunden ist. Kommen Pfarrerinnen und Pfarrer dieser Verantwortung nicht nach, hat das in der Regel prekäre Auswirkungen – auf die anderen haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, aber auch auf die Kirchenbindung vor allem der distanzierteren Kirchenmitglieder. Denn diese nehmen die Kirche nahezu ausschließlich über die öffentliche Rolle des Pfarrers wahr, während bei denjenigen, die sich in größerer Nähe zur Kirche sehen, viel eher auch andere kirchliche Akteurinnen und Akteure in den Blick treten.

Professionalität heißt nicht, dass sich Pfarrerinnen und Pfarrer möglichst wichtig nehmen sollten, sondern dass ihnen bewusst ist, dass man ihnen zunächst qua Amt vertraut, sie dieses Vertrauen durch ihre Person bestätigen oder irritieren (und im schlimmsten Fall missbrauchen) können und dass es in all dem ihre Aufgabe ist, ihre theologischen und kybernetischen Fähigkeiten umsichtig und reflektiert zum Wohl derjenigen, für die sie da sind, einzusetzen.¹ Eine solch reflektierte Haltung führt dazu, dass sich ein Pfarrer/eine Pfarrerin auch souverän selbst zurücknehmen kann, wenn andere Personen, Rollen, Stile und Fähigkeiten adressiert werden oder sich andere Akteure selbstbewusst und ideenreich engagieren wollen. Die Rede von der pastoralen Schlüsselrolle impliziert insofern keinerlei Alleinvertretungsanspruch. Teilweise kann die Schlüsselrolle sogar besser von der zweiten oder dritten Reihe aus wahrgenommen werden. Die teamorientierte Kooperation mit anderen haupt-, neben- und ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern spielt dabei eine zentrale Rolle.

2.7.4 Kommunikation unter Anwesenden

Die Untersuchungsergebnisse bestätigen, dass religiöse Kommunikation im Wesentlichen als *Kommunikation unter Anwesenden (face to face)* stattfindet.² Mediale Kommunikation ist vor allem in ihrer traditionellen Form als Gemeindebrief etc. von Interesse. Das Internet wird vorwiegend zur Information genutzt. »Internetbasierte neue Medien spielen [...] für die religiöse Kommunikation [...] zum jetzigen Zeitpunkt nur eine marginale Rolle« (Einleitung, in: EKD [Hg.] 2014, 8). Religiöse Kommunikation setzt Vertrauen und damit in der Regel persönliche Anwesenheit bei der Kommunikation voraus. Deshalb erfolgt »[d]er Austausch über religiöse Themen [...] nahezu ausschließlich im direkten persönlichen Gespräch« (Weyel, Kretschmar und Hermelink über »Religiöse Kommunikation und ihre soziale Einbettung« in:

EKD [Hg.] 2014, 31). Dazu passt, dass sich Kirchenmitglieder vor allem mit ihnen vertrauten Menschen, in der Regel sind das der Ehepartner oder die Lebenspartnerin, religiös austauschen, wenn sie es denn tun.

Nun findet innerhalb der Kirche zum einen viel nicht-religiöse Kommunikation statt, zum andern auch eine Form der religiösen Kommunikation, bei der man sich nicht aktiv mitteilen muss. Besucht eine Person einen Heilig-Abend-Gottesdienst, gehört sie zu den »überwiegend Empfänglichen«, wie Friedrich Schleiermacher formulieren würde. Sie muss weder die Predigt kommentieren, noch ein Bekenntnis ablegen. Und doch stellt selbstverständlich auch diese Art der Kommunikation eine interaktive nicht-mediale Kommunikationsform dar. Die Kommunikation unter Anwesenden beschränkt sich mithin keineswegs auf den persönlichen, möglichst intimen Vier-Augen-und-Sprech-Kontakt.³ Der Begriff der Interaktion von *face to face* umfasst vielmehr jedwede Form der Kommunikation unter körperlich kopräsenten Personen: Auch der Gottesdienst, in dem 33 % der Kirchenmitglieder den Pfarrer »nur« von weitem beobachten und nicht persönlich kennen, ist demnach zu dieser Kommunikationsform zu rechnen.⁴ Kein Medium vermittelt hier die Kommunikation, die anwesenden Personen können vielmehr direkt und unmittelbar einen Eindruck von der Pfarrerin gewinnen, sie können hören, was sie sagt, sehen, wie sie sich bewegt und was sie verkörpert. Zwar ist die Reziprozität des Wahrnehmens bei großen Interaktionseinheiten wie einem Heiligabend- oder Konfirmationsgottesdienst eingeschränkt: Die Gottesdienstbesucher können zwar sehr gut den Pfarrer, dieser aber wiederum nicht ebenso präzise jeden einzelnen Kirchengänger wahrnehmen. Aber zugleich ist für den Pfarrer die Gemeinde in einem Gottesdienst weit mehr als eine amorphe anonyme Masse. Viele Einzelne wird er bewusst wahrnehmen und sehen, ob sie ihm aufmerksam zuhören oder gelangweilt ihr Smartphone aus der Tasche holen.

Es geht bei der Kommunikation *face to face* insofern nicht nur um seelsorgerliche oder persönliche Kontakte, sondern auch um distanzierte Kommunikationsformen und damit dezidiert auch um das öffentliche Auftreten des Pfarrers/der Pfarrerin in Gottesdiensten oder bei Bestattungen. Davon zu unterscheiden ist die mediale Kommunikation, die ebenfalls von großer Bedeutung für das Image der Kirche ist, aber einer anderen Typik folgt: Hier ist nun tatsächlich ein Medium – das Internet, die Zeitung, das Fernsehen – zwischen den an der Kommunikation Beteiligten geschaltet. Dass man bei der medialen Kommunikation höchst folgenreiche Fehler machen kann, hat die EKD jüngst bei der schlecht kommunizierten Neufassung des Einzugs der Kirchensteuer auf Kapitalerträge bewiesen: Der mediale Kommunikationsfehler hat zu einem drastischen Anstieg der Kirchenaustritte im Jahr 2014 geführt. Zugleich führt dieses Beispiel vor Augen, wie fatal sich Zentralisierung auswirken kann, wenn Fehler an der Spitze gemacht werden. Die Reichweite ist dann gleich maximal.

¹ Vgl. zu diesem Professionsbegriff: Karle ²⁰¹¹.

² Vgl. zu diesem Begriff: Dinkel, 2006.

³ Gegen Grubauer und Hauschildt in diesem Band sowie Hermelink 2006, 132, 137.

⁴ Vgl. zu diesem Interaktionsbegriff: Luhmann 1997, 812 ff.; Karle ²⁰¹¹, 59 ff.; Dinkel ²⁰⁰², 114 ff.

Die Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung zeigt, wie elementar die Kommunikation unter Anwesenden für die religiöse Kommunikation wie für die Kirchenbindung ist. Dabei geht es sowohl um persönliche Sprechkontakte als auch um gesellige Begegnungen als auch um distanzierte Kommunikationsformen, in denen Mitglieder körperlich kopräsente Beobachter aus der Ferne bleiben. Pfarrerinnen und Pfarrer sollten sich deshalb vor Augen führen, dass es nicht nur auf den persönlichen Kontakt ankommt, sondern auch und künftig vermutlich noch mehr auf ihr öffentliches Auftreten. Ihr ganzes Erscheinungsbild kommuniziert mit – nicht nur das, was sie verbal sagen, sondern auch, welchen habituellen Eindruck sie hinterlassen.

2.7.5 Der Gottesdienst

Die Mehrheit der Kirchenmitglieder identifiziert Kirche mit ihrer liturgischen Praxis, insbesondere mit den Kasualien und den hohen Festgottesdiensten im Kirchenjahr, mit Gottesdiensten also, die jahres- und lebenszyklisch von besonderer Bedeutung sind. Bei der Typik der Gottesdienstformen fällt auf, dass Familiengottesdienste am ehesten jüngere und religiös nur mäßig interessierte Menschen ansprechen. Dabei ist nicht nur an junge Eltern zu denken, sondern auch an Heranwachsende, die an Heiligabend mit ihrer Familie den Gottesdienst besuchen. Im Gegensatz dazu werden die Thomasmessen, die Segnungs- und Salbungsgottesdienste von sehr religiösen und der Kirche hoch verbundenen Menschen besucht. Sie sind für diese sicher bedeutsam, haben aber keinerlei »missionarischen« Effekt. Dass Jugendliche und jüngere Erwachsene Gottesdienste durchschnittlich nur sehr wenig besuchen, ist hingegen eine große Herausforderung für die Kirche.

Im Hinblick auf die Erwartungen an den normalen Sonntagsgottesdienst sticht zweierlei ins Auge: Der Gottesdienst soll vor allem eine gute Predigt enthalten, Zuversicht vermitteln und wichtige Themen der Gegenwart behandeln. Dabei sind die Zustimmungsraten gegenüber der letzten Umfrage noch einmal deutlich gestiegen. Auch wenn besonders an Heiligabend atmosphärische Fragen eine große Rolle spielen, überrascht doch das insgesamt sehr wortbezogene, evangelische Profil, das sich in den Erwartungen ausdrückt. Die evangelischen Kirchenmitglieder wünschen sich eine Kirche, die etwas zu sagen hat, die Impulse zum Nachdenken setzt, die sich differenziert mit den Herausforderungen modernen Lebens auseinandersetzt und sich zugleich hermeneutisch reflektiert auf die biblische Überlieferung zu beziehen weiß. Dabei erwarten die Menschen vor allem Ermutigung, Hoffnung und Zuversicht für ihr eigenes Leben.

Weil die Ansprüche an die Güte der Predigt und des Gottesdienstes steigen, ist es künftig entscheidend, nicht auf Quantität, sondern auf Qualität zu setzen. Es ist nicht sinnvoll, an jedem Feiertag in jeder Gemeinde Gottesdienst zu feiern. Es gilt viel-

mehr, der Vielfalt liturgischer Beteiligungsmuster und den begrenzten Ressourcen der hauptamtlich Tätigen Rechnung zu tragen.

Die Untersuchungsergebnisse legen es nahe, sich von einer weit verbreiteten Vorstellung zu verabschieden, nämlich »dass dem Gottesdienst nur eine Nebenrolle zukommt und die gemeindliche Arbeit, das Ehrenamt, die Mitarbeit in kirchlichen Kreisen, in Bibel- und Gebetskreisen, Jugend- oder Gesprächsgruppen oder auch in Projektgruppen, die Mitwirkung in Chören oder Musikensembles usw. für viele weit aus entscheidender seien als der Gottesdienstbesuch. Der Kreis derer, die sich in der Gemeinde engagieren, aber mit dem Gottesdienst nicht viel im Sinn haben, ist relativ klein. Von denen, die monatlich zur Kirche gehen, engagieren sich etwa drei Fünftel auch sonst in der Gemeinde; von denen, die weniger am Gottesdienst teilnehmen, gerade einmal 5%. Der Gottesdienst ist kirchensoziologisch das Schlüsselereignis des kirchlichen Handelns.« (Pollack 2015, 224)

Insgesamt lässt sich schlussfolgern, dass die neue Kirchenmitgliedschaftsstudie die Kirche weithin in dem bestätigt, was sie ohnehin schon tut. Eine Kirchenreform in einem umfassenden Sinn ist nicht indiziert. Die Kirchenmitgliedschaftsstudie legt keinerlei Reformstress nahe (vgl. Karle 2011a). Vieles läuft gut in der evangelischen Kirche, sie kann an Bewährtes anschließen. Behutsame Korrekturen sind hier und da erforderlich, aber dabei geht es um eine sensible Feinsteuerung, nicht um grundsätzliche Innovationen oder Strukturveränderungen. Es geht darum, einladende Gottesdienste zu feiern und gute Predigten/Reden zu halten. Es geht darum, die Rahmenbedingungen des Pfarrberufs nicht zu verschlechtern und die öffentliche Präsenz von Pfarrerinnen und Pfarrern zu fördern. Es geht darum, Räume für interaktive Begegnungen zu schaffen und zugleich das distanzierte Christentum zu würdigen. In all dem weiß sich eine pluralismusfähige und tolerante Kirche der individuellen Aneignung und Interpretation des Evangeliums verpflichtet.